

Nach dem Konzert sind sie alle allein

Der eindrückliche Bildband «The Moment After The Show»

Thom Nagy · Mit verschwitztem Haar, nacktem Oberkörper und aufgeknöpfter Hose sitzt er da. Der Blick zwischen Wahn und Wirklichkeit, zwischen Erleichterung und endloser Erschöpfung. Iggy Pop, der mittlerweile 65-jährige «Godfather of Punk», hat sich die letzten zwei Stunden auf der Bühne des Zürcher Klubs X-Tra verausgabt, dem Fotografen ein «You've got thirty fucking seconds!» entgegengeschmettert und sich in eine Ecke des Backstage-Raumes fallenlassen. Diese dreissig Sekunden hat der Fotograf Mathias Willi gut genutzt. Seine Bilder zeigen den Rockstar in einem intimen Moment – so verletzlich, wie man ihn als Aussenstehender nie zu Gesicht kriegt. Der Adrenalinschub des Auftritts wirkt noch nach, doch die Realität ist im Anmarsch.

In Zusammenarbeit mit dem Journalisten Olivier Joliat hat Willi in den vergangenen sieben Jahren mehr als hundert Rockmusiker im ersten Moment nach einem Konzert abgelichtet: weltbekannte Stars wie Juliette Lewis, Metallica oder die Queens of the Stone Age ebenso wie einheimische Künstler – darunter die Lombego Surfers oder die Jackets. Nun haben Willi und Joliat ihre Arbeit im aussergewöhnlichen Bildband «The Moment After The Show» veröffentlicht.

«Unabhängig davon, ob das Konzert vor 20 oder 20 000 Menschen stattfand: Die Gefühle, die den Musikern auf diesen Bildern ins Gesicht geschrieben stehen, sind immer dieselben», fasst Joliat das verbindende Element der Serie zusammen. In diesem einen Zeitpunkt nach dem Konzert werden die Unterschiede zwischen Superstar und Provinzmusiker hinfällig. Das unterstreicht im Buch auch die Gegenüberstellung zweier Interviews. Ob Musiker, die im Privatjet an ihre Gigs reisen auf der einen, oder solche, die froh sind um einen Bus, der 300 Kilometer ohne Panne hinter sich bringt, auf der anderen Seite. – Während das Publikum vor der Bühne noch eine letzte Zugabe fordert, sehen sie im leeren Backstage nun alle gleich aus. Verloren, gleichzeitig aber auch glücklich.

Eindrücklich zeigt es «The Moment After The Show» auf: In jenem Augenblick, in dem Rockmusiker gleichermaßen erschöpft wie euphorisiert von der Bühne taumeln, löst sich der Unterschied zwischen Megastar und Underdog sozusagen in Schweiss auf.

Matthias Willi und Olivier Joliat: The Moment After The Show. Rough Publications, Basel 2012. 144 S., Fr. 48.–, www.aftertheshow.ch.



Rob Oswald (Karma to Burn) nach einem Konzert an der Kilbi in Bad Bonn, Düdingen.

MATTHIAS WILLI

«Wir proben nicht»

Der amerikanische Jazzsaxofonist Branford Marsalis über Jazz, sein neues Album und musikalische Früherziehung

Seit den achtziger Jahren zählt Branford Marsalis zu den Stars des amerikanischen Jazz. Der Saxofonist gilt als profilierter Stilist ebenso wie als vielseitiger Virtuose. Demnächst erscheint ein neues Album des Branford Marsalis Quartet, das in der Universitätsstadt Durham, North Carolina, aufgenommen wurde.

Michael Marek

Hayti Heritage Center, Downtown Durham: von aussen eine schlichte, aus roten Backsteinen gebaute Kirche. Innen aber gleicht das Gotteshaus einem kleinen Konzertsaal. Überall liegen Kabel herum, sind Mikrofone und LCD-Bildschirme aufgebaut. Auf der Bühne spielen Branford Marsalis, der Pianist Joey Calderazzo und der Bassist Eric Rives. Der Drummer Justin Faulkner sitzt in einer weissen Kabine mit Guckfenster, um so Blickkontakt zum Bandleader zu halten.

Jeder übt für sich allein

«Das Hayti Heritage Center eignet sich wunderbar als Aufnahmestudio», erklärt der Saxofonist in einer Aufnahmepause. Es gebe hier kein Dröhnen, die Akustik bewähre sich bei lauten und leisen Passagen. Bereits zum fünften Mal nimmt sein Quartett hier ein Album auf. In jedem Ton schwingt die Eigentümlichkeit des Ortes mit. Ohnehin klingt das neue Album nicht nach einer standardisierten Studioproduktion. «Wir proben nicht», erklärt Marsalis, denn «Jazz ist eine sehr spezielle Musik mit einer eigenen Sprache. Und wenn man die verstanden hat, dann muss jeder für sich alleine üben.» Wenn die Musiker zu viel proben würden, so Marsalis, klängen die Solos wie einstudiert. «Wir würden dann so spielen, als wären wir auf alles vorbereitet, alles wäre geplant, vorhersagbar. Aber das will ich nicht. Wir gehen hier auf die Bühne und schauen, was passiert. So wie bei einem Live-Auftritt.»

Freundlich, eloquent und selbstbewusst, so gibt sich Branford Marsalis. Auf der Bühne zeigt er sich zumeist im eleganten schwarzen Anzug. So ist man nun fast etwas überrascht von den saloppen Bluejeans und den Turnschuhen. Gelassen und mit wenigen Gesten redet der 51-Jährige, der mit seiner Familie in Durham wohnt. Aus dem Vorzeige-Star des amerikanischen Jazz, der einst bei Art Blakey spielte, ist ein etablierter Tenor- und Sopransaxofonist geworden, dessen lässige Eleganz sich vom ersten Ton an zeigt: «Als Musiker musst du bereit sein, auf die Bühne zu gehen und eine Menge Fehler zu machen. Nur so kannst du wirklich lernen, wie man zu spielen hat. Du musst dann aber sehr selbstkritisch sein. Wenn ich auf der Bühne stehe, versuche ich immer herauszukriegen, was wir falsch machen und wie das Problem zu beseitigen ist.»

Marsalis war früher ein musikalischer Weltenbummler. Als Begleiter von Sting spielte er Pop. Für Spike Lee komponierte er Filmmusik. Lange spielte er in der Band des Late-Night-Talkers Jay Leno. Er interpretierte auch Werke französischer Komponisten des 19. und 20. Jahrhunderts. Und er fungierte als Bandleader des Hip-Hop-Crossover-Projekts Buckshot LeFonque. In den letzten Jahren hat sich Marsalis wieder vermehrt dem Jazz zugewandt. Und für die adäquate Aufnahme dieser Musik verzichtet er bewusst auf die vielfältigen Möglichkeiten heutiger Studioteknik. «Wichtiger ist mir, dass wir aufeinander hören und einen eigenen Sound schaffen. Technisch gesehen sind die meisten Songs des neuen Albums nicht schwer. Das Komplizierte ist, sie musikalisch zu spielen.»

Ein langsames Stück wird aufgenommen. Expressive Balladen zählen zu den Stärken von Branford Marsalis – vor allem, wenn er wie jetzt zum Sopransaxofon greift. Die Rhythm-Section entwickelt ein Spannungsfeld, indem sich Marsalis dann im kongenialen Zusammenspiel mit seinem Pianisten Joey Calderazzo solistisch prägnant in Szene setzt. Das Stück ist sauber gebaut; es kommt nie hektisch auf – das liegt auch an der handwerklichen Souveränität der Musiker. Während der Einspielung ist zu sehen, wie gut sie sich verstehen. Manchmal geben sie sich durch Blickkontakt ein Zeichen –

doch selbst das scheint meist nicht notwendig zu sein. Bis auf Drummer Justin Faulkner spielt das Quartett schon seit über zehn Jahren in der jetzigen Besetzung zusammen. Dabei sei das Zusammenspiel primär auf Live-Auftritte ausgerichtet, sagt Marsalis, nicht auf die CD-Produktionen.

Wie soll das neue Album heissen? Das findet ein Marsalis völlig unwichtig. In der Instrumentalmusik könne man doch auf Titel verzichten. Instrumentalmusik, das ist ein Thema, das Marsalis umtreibt – insbesondere im Bezug auf die musikalische Erziehung seiner Kinder. Er nennt als Beispiel Kinderlieder über Frösche und Enten. Im Unterschied zu diesen erlaube etwa Mozarts «Kleine Nachtmusik» den Kindern, eigene Phantasien zu entwickeln, eigene Geschichte zu erträumen. «Lieder mit Texten hingegen sagen ihnen, worum es geht. Die Texte zwingen sie, etwas zu glauben, das andere ihnen erzählen.»

Musik für Kinder

Der Saxofonist Marsalis lächelt. Er spricht gerne über Musik, über seine Vorstellungen von Jazz, über die Bedeutung klassischer Musik. Und wenn er von den Kindern reden darf, gerät er ins Schwärmen. Seine älteste Tochter habe vor einiger Zeit plötzlich Gustav Mahlers «Lied von der Erde» hören wollen, davor habe sie für Tschairowskys «Nussknacker» geschwärmt, erzählt Marsalis in einer Mischung aus Überraschung und väterlichem Stolz. Kürzlich habe er einige Madrigale von Monteverdi mit nach Hause gebracht, und seine Tochter habe ihn gefragt, ob sie die CDs als Gutenachtmusik haben könne. Seine Kinder hörten sich aber natürlich auch die heutige Pop-Musik an, die Songs von Justin Bieber und Lady Gaga. «Die meisten Eltern machen ja den Fehler, ihren Kindern nur jene Musik vorzuspielen, die sie selbst mögen. Und viele haben dabei nur einen sehr beschränkten Geschmack: Rolling Stones oder die Beatles! Aber okay, das ist auch toll.»

Branford Marsalis Quartet: Four MFs Playin' Tunes (Universal). – Konzert: Basel, Stadtcasino, 19. April.

SOUNDS

Aufgeräumter Glam Rock

fer. · Nicke Andersson ist ein musikalisch polygamer Schwede, er brauchte immer schon mehrere Ehen, um seine beängstigende Kreativität auszuleben. Sein Herz ist wahrhaft gross und vorurteilsfrei, es schlägt für Soul (The Solution) ebenso wie für Death-Metal (Death Breath) oder eben für harten Rock, den er mit seiner Hauptband The Hellacopters ganz originär interpretierte. Als sich die Band plötzlich auflöste, war das Nachfolgeprojekt, in dem er seine Amerikanophilie ausleben konnte, schon aufgegleist. Das titellose Debüt von Imperial State Electric schlug zwar in die Hellacopters-Kerbe, kam dabei aber höchstens halb so tief. Es wirkte statisch, besass wenig Biss. Man konnte dem Album anhören, dass es Andersson fast im Alleingang eingespielt hatte. Mittlerweile hat sich eine Band zusammengefunden, und der Synergieeffekt, der eintritt, wenn unterschiedliche Temperamente harmonieren, offenbart sich deutlich. Auch wenn die Hellacopters-Energie nur noch selten zu spüren ist, kann sich «Pop War» hören lassen. Das Garagen-Ungestüm hat sich zum aparten Glam Rock sublimiert, der sich in einer aufgeputzten Pathos-Nummer ebenso gefällt wie in kalkuliert flachem Bubblegum-Rock oder im schmalzigen Musical-Score. Und wenn Nicke gar nichts mehr einfällt, dann wirft er doch noch einmal den Hellacopter an, und der bringt Songs wie «Back on Main» oder «Monarchy Madness» immer noch gehörig zum Rotieren.

Imperial State Electric: Pop War (Psychout/Sound Pollution).

Musik mit Charakter

ubs. · Er hat klare Vorstellungen von der Aufnahme-Akustik: Auf seinem neuen Album «In Transit» baut sich aus der Stille Spannung auf. Er verfügt über einen eigenen, bald zartschmelzenden, bald luftig flötenden Klang. Er ist in der Jazz-Tradition verwurzelt, schafft es aber in seinen zehn eigensinnigen Kompositionen (die passend durch Leonard Cohens «Hallelujah» ergänzt werden), Improvisationen so zu steuern, dass die Soli einem dramatischen Ganzen untergeordnet bleiben. Wer der Musik des Zürcher Jazz-Geigers zuhört, spürt, dass sich hier in elegischen, oft romantisch-klangmalerischen Stücken und Stimmungsbildern eine Persönlichkeit, ein Charakter ausdrückt. Allerdings liesse sich die Klangkunst des 32-jährigen Zürchers Tobias Preisig noch verfeinern. Die neuen Stücke, die er mit einem gut besetzten Quartett mit Stefan Aeby (p), André Proust (b) und Michi Stulz (dr) eingespielt hat, wirken oft aufdringlich-gefühllos. Die klanglichen Ideen manifestieren sich dabei immer wieder als schöne Effekte. Sie sind aber nicht so weit verflüssigt, dass sie als Ferment eines offenen, befreiten Spiels aufgehen könnten. Vielleicht deshalb denkt man bei Preisigs Kompositionen immer wieder an Filmmusik – Musik im Film muss ja rasch bei der Sache sein, bei Stimmungen und Gefühlen, bei Triumph oder Verderben. Auch Preisig trägt seine Farben zuweilen gar dick und deutlich auf. Weg vom Pathos-Pedal!, möchte man ihm dann zurufen. Und: Lass den versierten Kollegen etwas mehr Raum für das Interplay!

Tobias Preisig: In Transit (Traumton). – Konzert im Rahmen der Stanser Musiktage, Stans, Theater an der Murg, 19. April.

House zwischen Dancefloor und Kunst

juw. · «Indie» wird immer wieder vom Mainstream eingemeindet. Nun haben sich auch amerikanische Indie-Dance-Labels wie RVNG INTL oder 100% Silk darauf verlegt, ästhetisch reizvolle Musik unabhängig zu veröffentlichen, was in der Schattenwirtschaft der schnelllebigen elektronischen Tanzmusik früher undenkbar gewesen wäre. Exemplarisch für die neue Entwicklung ist das Debüt des New Yorker House-Duos Blondes. Das Doppelalbum schielt auf Nachhaltigkeit. Es besteht aus acht Eigenkompositionen sowie zehn Remixes befreundeter Künstler. Die beiden Hälften des Covers sind einheitlich gestaltet, mit dem durchgestrichenen Schriftzug «Blondes», jeweils in den Farben Schwarz und Weiss. Die beiden dunkelhaarigen New Yorker Produzenten Sam Haar und Zach Steinman erforschen auf «Blondes» eben das Konzept der Dualität. Sie lassen sich zu ihrem Sound von dem Berliner Krautrock-Häuptling Manuel Göttsching inspirieren. Ihre Tracks sind aber das Gegenteil dessen. In der High Fidelity des Klangs stimmt jedes Detail. Die präzisen Synthie-Spuren und das stahlharte Beat-Design, die tiefen Frequenzen, in die alle Partikel eingefasst sind. In dieser Engführung entwickelt der Sound ein spirituelles Eigenleben. Alles beginnt zu schwingen, die Eigenanteile sowie die Interpretationen befreundeter Produzenten-Remixer wie Andy Stott. Das Label vermarktet die Musik von Blondes nicht wie funktionale Dancefloor-Werkzeuge, sie ist vielmehr Teil eines ausgeklügelten Konzepts, das Elektronik-Pop ohne weiteres mit bildender Kunst und Klangexperimenten zusammendenkt. Tanzen lässt sich dazu aber auch.

Blondes: Blondes (RVNG INTL).